

Mut fürs Leben

Aus dem Leben eines Unberühmten

Wolfgang Grüner

© 2019 Wolfgang Grüner

Umschlag: Martin Obereder

Fotos: Wolfgang Grüner

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

978-3-7497-6759-5 (Paperback)

978-3-7497-7958-1 (Hardcover)

978-3-7497-7959-8 (e-Book)

»Denket immer daran, mich zu vergessen«.

Klaus Staeck

Danke an meine Familie und meine Freunde, die mein Leben und meine Reisen begleitet haben und es auch weiter tun, danke an Rainer Kampenhuber für die Korrektur des Buches und Martin Obereder für die Gestaltung des Titels, danke auch den zahlreichen Autoren, die durch ihre Texte mein Leben bereichern.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Kindheit	7
Kapitel 2: Seitenstetten	14
Kapitel 3: Reisen	30
Kapitel 4: Von Wien nach Linz	43
Kapitel 5: Neuorientierung	59
Kapitel 6: Berge und Reisen	73
Kapitel 7: Familie und Freunde	202
Kapitel 8: Der schöne Rest des Lebens	210

Kapitel 1: Kindheit

In einem meiner Alpträume, die mich damals nachts aufschrecken ließen, steckte ich tief in einem steinernen Brunnenschacht und streckte meine Hand aus. Ich war vielleicht fünf Jahre alt. Der Boden war schlammig, aber fast trocken. Die Wand des Brunnens war aus kopfgroßen Steinen gemauert, zu glatt, als dass so ein kleiner Knirps wie ich sie aus eigener Kraft hätte erklettern können. Ich sah den Himmel als kreisrunden Ausschnitt meiner engen Wirklichkeit. Ein Gesicht war oben zu sehen, doch durch das helle Gegenlicht konnte ich die Person nicht erkennen. Eine Hand streckte sie mir entgegen, aber meine kleinen Arme waren zu kurz um sie zu fassen. Ihre Stimme klang beruhigend. Ich wachte dann meist schweißnass auf, da mir mein Verstand gegen diese Angst zuflüsterte, dass ich das ja gar nicht träumen hätte können, wenn ich nicht überlebt hätte. Doch nie erlebte ich im Traum die Befreiung, nie dieses in die Arme-Schließen durch meinen Retter oder meine Retterin, nie die getrockneten Tränen der überschwänglichen Freude, in Sicherheit zu sein.

Manchmal nagte auch die Erinnerung an ein unerreichbares Fenster hoch oben mit dem Gesicht meiner Mutter, ich selbst eingesperrt in ein Spitalszimmer mit Fremden und immer neuen Pflegerinnen. Die Betten waren mit einem Gitternetz versehen. Dass es Typhus war, verursacht durch verseuchtes Brunnenwasser – damals hatten wir noch keine Wasserleitung in der Wohnung – verstand ich als Vierjähriger nicht. Ich fragte mich nur, was ich angestellt hatte, dass mich niemand in die Arme nahm, ich weder mit meiner Mutter noch mit meinen Geschwistern spielen durfte. Zehn Jahre später verschwanden diese Träume von selbst.

Amerikaner im Jeep waren in der Zeit meiner Volksschule Teil des Stadtbildes. Ein Offizier war auch bei uns in der Wohnung einquartiert, im Café Petzwinkler unter uns sogar ziemlich viele. Meist wurden sie als Befreier und oft auch als cool empfunden, auch wenn dieser Begriff damals noch unbekannt war. Als Schüler wurde ich einmal ein paar hundert Meter im Jeep mitgenommen und bekam eine Banane. Was heute so selbstverständlich ist, gehäuft in den Regalen der Supermärkte liegt, war damals eine kostbare Rarität. Der überwundene Krieg wurde in heroischen oder erschreckenden Bildern aufgearbeitet oder verdrängt. Die Trümmer und beschädigten Wohnungen konnten nicht verdrängt werden, die verlangten nach harter Arbeit und aufwändiger Renovierung. Auch mein Vater kam aus diesem Krieg zurück. Die Ehe meiner Eltern einige Jahre vor meiner Geburt, ich erinnere mich an ein Bild mit meinem Vater in schöner Uniform, scheiterte an der Realität, dass er nun als langweiliger Beamter und Ehemann keine besonderen Perspektiven bot, es auch im Krieg nicht weit gebracht hatte und zu wenig flexibel war, die neuen Chancen zu nützen. Glanz und Nimbus des tausendjährigen Reiches waren dahin. Diese ältere Generation an Soldaten hatte zwar – so sie zurückkehrte – den Krieg überlebt, war allerdings oft irgendwie beschädigt, seelisch oder körperlich. Entweder gebrochen durch die Grausamkeit des Krieges und die enttäuschten Hoffnungen oder infiziert von autoritären Vorbildern und dem Druck, sich selbst und den anderen Völkern beweisen zu müssen, dass man zu den Guten gehört hatte. Zumindest meistens. Oder doch überwiegend. Oder dass man angesichts des Zwanges gar nicht anders handeln durfte. Konnte angesichts dessen, was man erleiden musste, irgendetwas anderes, vor allem der banale Alltag, noch wichtig genug sein?

Ein neuer Mann trat in das Leben meiner Mutter, doch sie heiratete ihn nicht, denn die Kirche spendete zu diesen Zeiten zwar Trost, der aber gemischt mit der Aussicht auf die ewige Verdammnis war, wenn man zu weit vom Pfad der Tugend abwich. Das erfreuliche

Ergebnis waren immerhin meine jüngere Schwester Maria und ein Erwachsener, der zwar nicht mein echter Vater war, diese Rolle aber in den Ferien, die meine Großmutter, meine ältere und jüngere Schwester und ich in Tirol verbrachten, wunderbar erfüllte. Meine ältere Schwester Edith wurde meist zur Mithilfe im Haushalt herangezogen, hatte jedoch auch die Möglichkeit, bei einem benachbarten Bauern zu reiten. Mir erschienen die Haflinger, die sie reiten durfte, die sonst jedoch zum Ziehen der Heuwagen bestimmt waren, riesig und unheimlich. Die Reise nach Brixlegg in Tirol war eine Expedition, mit einer beachtlichen Zahl an Koffern, tagelanger Vorbereitung und achtstündiger Zugfahrt. Dafür winkten uns Kindern sechs Wochen Ferien auf dem Land, Kühe und Pferde, alpenländisches Brauchtum, Heu, Stall und Berge, Baden im Reitherer See, Ausflüge ins Zillertal und zum Achensee, Beerenpflücken und Millionen von blutsaugenden Stechmücken und Bremsen. Die erschlagenen Bremsen reichten wir am Badesteg auf, die Beeren, meist Himbeeren, füllten als Marmelade die Gläser, die wir dann das Jahr über leerten.

Steyr, wo ich geboren wurde, war für Buben wie mich durchaus interessant. Nahe Wiesen, Bäume und ein paar Ruinen boten echte Abenteuerspielplätze. Nicht so wie die heutigen, deren Haupteigenschaft darin besteht, jede Verletzung unmöglich zu machen, um Schadenersatzansprüche zu vermeiden. Entsprechend langweilig wecken sie weder Eigenverantwortung noch bieten sie die Möglichkeit zur Gestaltung. Ich nagelte Bretter zu Baumhäusern zusammen, ohne dass sich jemand darüber aufregte, und spielte in den Ruinen eines zerbombten Hauses. Soldaten auf der Flucht, welche auch immer, hatten viel von ihrem Zeug in die Enns geworfen. Bei Niedrigwasser konnte man einiges davon finden.

Alte Uniformteile, Bombensplitter, Reste von Gewehren, Messinghülsen, noch immer funktionsfähige Munition. Die Rederinsel, vielfach umgepflügt durch die fehlgeworfenen Bomben der Amerikaner, war ein Paradies. Bombentrichter, Wildnis und Fundstücke aller Art gehörten zu diesem Schlaraffenland für heranwachsende Buben dazu. Dass die Munition auch explodieren konnte, vor allem wenn man das Geschoss vorn unvorsichtig herausdrehte, erhöhte die Spannung. Ein paar Jahre später war dann alles weg, gesäubert und ungefährlich. Dafür wurden die Straßen aufgerissen, Rohre verlegt, wieder zugeschüttet, erneut aufgerissen. Die Rohre wuchsen wie Wurzeln eines Baumes, drangen in die Häuser ein, schlängelten sich die Stiegenhäuser hoch und endeten vorderhand als gusseiserne Bassena in den einzelnen Stockwerken. Bald schienen sie auch damit nicht zufrieden und drangen in die Wohnungen ein. Am Ende gab es – meist immer noch bescheidene – Badezimmer. Boiler begehrten Einlass und schon wenige Jahre später war der Komfort des immerzu fließenden Wassers selbstverständlich. Die alte verzinkte Badewanne, die jeden Samstag in der Küche für uns Kinder aufgestellt wurde, in der wir eingeseift und abgeschrubbt wurden, wanderte auf den Dachboden. Die alten Böden wichen einem glatten Eichenparkett, die desolaten Öfen wandelten sich in kunstvoll aufgemauerte Kachelöfen, die meist wohlige Wärme spendeten, wenn sie nicht vorzogen, die Zimmer in dichte Rauchwolken zu hüllen. Damit sie ihren Dienst taten, mussten sie mit Holz und Briketts gefüllt werden, die leider in einem dunklen Keller ruhten, in dem sicher ein paar Geister oder Verbrecher auf mich lauerten. Woher ich das wusste? Uns Kindern wurden im Lauf der Jahre hunderte Geschichten erzählt und vorgelesen, die von Prinzessinnen, bösen Schwiegermüttern, Zauberern, Hexen und Geistern wimmelten. Ein paar davon mussten auch in unserem Keller wohnen, denn so viele verzauberte Schlösser konnte es gar nicht geben.

Die Volksschule erschloss mir die wunderbare Welt der Buchstaben, womit ich selber all die Sagen und Märchen verschlingen konnte, die die Brüder Grimm, Bechstein und andere

Autoren liebevoll gesammelt hatten. Das Steyrer Kripperl begeisterte uns Kinder, eine Freundin unserer Großmutter, Cäcilia Leberstorfer, spielte den Nachtwächter und den Liachtlanzünder, die in jeder Vorstellung vorkamen. Dass Steyr den schönsten Stadtplatz Österreichs und noch eine Menge anderer Schätze aufwies, erkannte ich erst im Lauf der Jahre.

Unsere Großmutter war als Witwe des Gemeindefarztes von St. Ulrich und Großraming eine angesehene Frau, eben ein Teil der damaligen Gesellschaft wie auch die Inhaber der Geschäfte Gründler, Meidl, Tillian, Ennsthaler, Hoflehner, Ärzte und Ärztinnen, die Dichterinnen Dunkl und Haushofer und viele andere, denen ich öfter begegnete. Menschen, die einander kannten und schätzten.

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war von einem unbändigen Aufbruchswillen erfüllt. Es genügte nicht, die Trümmer zu beseitigen, Neues musste her. Die Kultur der Sieger überrollte das Land. Amerika wurde zum großen Vorbild. Perlonstrümpfe, Jeans, Coca-Cola, die amerikanische Küche, Autos und arbeitssparende Geräte, Mixer und Staubsauger eroberten die Haushalte. Findige Unternehmer und zielstrebige Arbeiter fanden gute Verdienstmöglichkeiten. Natürlich musste der neue Reichtum auch gezeigt werden. Geschäfte mit Massenware wurden gestürmt, doch die Erfolgreicheren verlangten nach Qualität. Unsere Mutter konnte sich als Schneiderin der guten Gesellschaft etablieren, wer auf sich hielt, traf sich in ihrem Salon. Gemeinsam mit ihren fleißigen Lehrlingen brachte sie die neueste Mode an die Frau. Das Rascheln der Seidenpapiere für den maßgenauen Zuschnitt, Kreide und Maßband, Stecknadeln, der große Schneidertisch und Modezeitschriften blieben in meiner Erinnerung, natürlich auch in der meiner Schwestern, lebendig. Die Familienfeste wurden mit edlem Porzellan, Silberbesteck und Bleikristallgläsern gefeiert, zelebriert wäre sogar noch die richtigere Bezeichnung. Unsere Großmutter, wir alle nannten sie Omi, die weitgehend die Küche beherrschte, kochte vorzüglich. Ein Talent, das meine ältere Schwester teilte.

Sonst träumte ich wenig, selbst wenn ich mich im Halbschlaf meinen Gedanken hingab. Vielleicht verblassten diese Träume auch nur, weil die Tage im Internat – ich wurde mit zehn Jahren in das Konvikt in Seitenstetten gesteckt – ohnehin allzu früh begannen.

Ein Schock, der unser ganzes Familienleben änderte und den jährlichen Sommerferien ein Ende setzte, war die Erkrankung meiner jüngeren Schwester Maria an Kinderlähmung, wenige Monate, bevor die Schluckimpfung gegen diese schreckliche Krankheit allgemein eingeführt wurde. Für mich war es die bewusste Konfrontation mit dem Tod, der sonst nur die Alten betraf. Sie lag fast ohne Bewegung in dem Spitalsbett, so weiß wie das gespannte Leintuch, nur die Augen und die Fingerspitzen regten sich. Nichts konnte sie selbst tun, sie musste gefüttert, gewickelt, gewendet werden, war hilflos ausgeliefert. Die, die immer so fröhlich war, jeden Unsinn mit mir teilte, lag da, eine Welt schien eingestürzt, die Frage nach dem »warum« offen und sinnlos. Sie überlebte, wurde im Wilheminspital in Wien weiter behandelt. Mir blieben vage Erinnerungen an das Geräusch einer eisernen Lunge, die jene brauchten, die ihren Oberkörper und ihre selbständige Atmung an die heimtückische Krankheit verloren hatten, an einen tyrannischen Primar, der auf peniblen Besuchszeiten beharrte, an Schwestern, die meine Mutter auch zu anderen Zeiten einließen. Den Rest versteckte ich tief im Inneren, weil meine Bubenseele damit nicht fertig wurde. Maria erholte sich, bekam Beinschienen aus Edelstahl und Leder angepasst, und sollte aus eigener Kraft die zwei Stockwerke zu unserer Wohnung in der Bahnhofstraße bewältigen, einen Fuß nach dem anderen hochziehend, angeklammert an ihre Krücken und das neue Geländer. Ihr

unverwüstliches und fröhliches Naturell ließ sie diese Schindereien ertragen, bis wir alle schließlich akzeptierten, dass die Bewegung ohne Rollstuhl außerhalb ihrer Möglichkeiten lag. Sie schaffte die Handelsschule, einen Beruf als Sekretärin, eine eigene Wohnung, den Führerschein und vor allem etwas, was so vielen anderen nicht gelang, sie behielt ihre Fröhlichkeit, konnte Freundinnen finden und ihr eigenes soziales Umfeld gestalten. Mit ihrer Hochzeit überraschte sie die ganze Familie, aber diese Geschichte soll sie in ihrem eigenen Buch erzählen. Mit meiner älteren Schwester teilte ich weniger Erlebnisse. Erstens, weil ich ja meist im Internat war, zweitens, weil sie, reifer als ich, schon bald ihr eigenes Leben führte. Schule, Arbeit in Tirol, Freunde, ebenfalls genug, um ein eigenes Buch zu füllen.

»Jeder bekommt seine Kindheit über den Kopf gestülpt wie einen Eimer. Später erst zeigt sich, was darin war. Aber ein ganzes Leben lang rinnt das an uns herunter, da mag einer die Kleider oder auch Kostüme wechseln wie er will« – so begann Heimito von Doderer das erste Kapitel seines Buches: *»Ein Mord, den jeder begeht«*. Das muss man nicht als unabwendbares Schicksal sehen, abgesehen davon, dass in diesem Eimer auch viel Schönes sein kann. Wie auch immer, die ersten Jahre der Kindheit, die Familie, die Herkunft, das Land prägen und bilden die Basis, auf der das ganze spätere Schicksal steht und sich entwickelt. Das Leben ist kein Wunschkonzert, aber es bietet uns die Chance, das Beste aus unseren Talenten und eben dem Inhalt dieses Eimers zu formen. Die Ausrede, dass andere es viel leichter gehabt hätten, mag für die ersten Jahre zutreffen, doch irgendwann gilt es, das eigene Schicksal zu bewältigen.

Kapitel 2: Seitenstetten

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, die Menschen und die Internate. Während die ersten drei Dinge gut gelungen waren – es heißt ja schon auf den ersten Seiten des Alten Testaments: *»Gott sah, dass es gut war«* – schien das letztere nicht mehr ganz so überzeugend. Vielleicht wurden deshalb die Internate im weiteren Verlauf der Heiligen Schrift nur noch beiläufig erwähnt. Während die Hölle – die katholische Hölle – mit all den Qualen, dem ewigen Feuer und ihren langschwänzigen Hütern begeistert beschrieben und mit faszinierenden Bildern bestückt wurde, erlebten viele, meist Buben und Mädchen im Kindesalter, die Internate, so sie in eine solche Anstalt gesteckt wurden, ambivalent. Manchen gefiel es dort tatsächlich, weit weg von den Eltern, eingebunden in eine Gruppe Gleichaltriger, dem Drill ihrer strengen Herrscher und dem Blick durch vergitterte Fenster unterworfen. Manchen gefiel es nicht. Für diese Buben und Mädchen, je nach Internat und seelischer Robustheit, war es zwar meist nicht die Hölle, eher eine laue Form des Fegefeuers, das häufig die Enge kalter Mauern, manchmal Schönes erleben ließ. Aber das Paradies war es nicht.

Als Zehnjähriger kam ich also ins Internat nach Seitenstetten. Meine Mutter hielt das Gymnasium dort für besser als jenes in Steyr, außerdem sollte ich dem Regime weiblicher Hände entkommen, die in unserem Haushalt die Mehrheit innehatten. In Seitenstetten gab es nur Männer, oder solche, die es werden sollten.

Seitenstetten ist ein kleiner Markt, mitten im niederösterreichischen Mostviertel, mit einem großen, barocken Kloster. Die Ursprünge des Stiftes sind natürlich älter, denn *»seit 900 Jahren (1112 – 2012) beten und arbeiten Benediktiner in einer ununterbrochenen Tradition*

im Vierkanter Gottes in Seitenstetten. Zu den uns seit Jahrhunderten zugewachsenen Aufgaben zählt die Seelsorge in den 14 dem Stift inkorporierten Pfarren, die Erziehung und Bildung im humanistischen-neusprachlichen Gymnasium, Jugendarbeit und Erwachsenenbildung, Wirtschaft, Kunst und Kultur«, schreibt der derzeitige Abt Petrus Pilsinger. Neben der romanischen Ritterkapelle und vielen anderen Kunstschatzen zeugt ein silbernes Weihrauchfass von dieser fernen Zeit. Das heutige Aussehen verdankt das Stift kunstsinnigen Äbten und Künstlern wie Josef Munggenast, Paul Troger, Bartolomeo Altomonte, Kremser Schmidt und einer umfangreichen Renovierung. Die ehrwürdigen Mauern wirkten vor sechzig Jahren kälter als heute, da damals nur Buben die Gänge belebten, die traditionsgemäß nach alter Sitte durch Zucht und Strenge erzogen und zu würdigen Exemplaren patriarchalischer Ordnung geformt werden sollten. Heute beleben auch Mädchen die renovierten Klassenzimmer, die früher rigorose Strenge, die gelegentlich auch handfest unterstützt wurde, ist zeitgemäßer Pädagogik gewichen. Das Internat wurde aufgelassen.

Die verbliebenen Erinnerungen sind eher episodenhaft. Eine riesige erste Klasse mit über fünfzig Schülern, die Jahr für Jahr weniger wurden, doch durch alle acht Jahre von unserem Klassenvorstand, Professor Urban, streng, aber liebevoll geleitet wurden. Geschichte bestand aus endlosen Zetteln mit Kaisern und Königen und hunderten Jahreszahlen, die alle Zusammenhänge vermieden und nach sturem Pauken verlangten. Dass Vergangenheit interessant sein konnte, erlebte ich erst Jahre später, ebenso, dass die jeweiligen Regenten nur ein kleiner Teil dieser Geschichte waren. Das Buch von Paul Morland: *»Die Macht der Demografie«* beschreibt den mächtigen Einfluss der Bevölkerungsentwicklung in den jeweiligen Ländern, Bücher über Erfindungen zeigen, dass Entwicklungen wie Brille, Buchdruck, Fernrohre, Hinterlader, Dampfmaschinen, Webstühle, Eisenbahnen und Kunstdünger unsere Vergangenheit tiefer beeinflusst haben als viele der prunksüchtigen Könige und Königinnen. Selbst ein Vulkanausbruch wie der des Tambora im Jahr 1815 stürzte die Welt so sehr in die Krise, dass zehntausende Menschen verhungerten, die Cholera in der geschwächten Bevölkerung wüten konnte und damit wie schon die vorhergehende Kaltzeit Revolutionen auslöste. Geschichte zeigt sich mir immer stärker als verwobenes Band mit tausenden Mustern und Bildern, Erzählungen und persönlichen Schicksalen.

Latein mag ich noch heute, ebenso wie die römische Kultur und Geschichte. Bruchstücke aus dem Liber Latinus und der später gelesenen Literatur, unter anderem der Beginn des gallischen Krieges: *»Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur«*, haben sich tief eingepägt. Die griechische Sprache bestand dagegen offensichtlich nur aus Ausnahmen, dafür lernte ich, dass Hera kuhäugig und weißellbogig war, dass Schierlingsbecher als Erfrischungsgetränk wenig geschätzt wurden und Xenophon begeistert durch die Gegend marschierte. Oder es aufschrieb und die anderen marschierten. Eines der besten Zitate der griechischen Literatur von Euripides: *»Wo aber der Wein fehlt, stirbt der Reiz des Lebens«*, lernten wir nicht. Der göttliche Achilles, Sohn des Königs Peleus und Held der Griechen vor Troja, überlebte nur den ersten Teil des Epos, während Odysseus schlau genug war, seine zahlreichen Abenteuer zu einem guten Ende zu bringen. Was aber, wie zu allen Zeiten in der Geschichte, fast nur für die Herrscher galt, denn viele seiner Begleiter blieben auf der Strecke, da neben anderen Gefahren der menschenfressende Polyphem die sonst übliche Gastfreundschaft missachtete. Odysseus und den verbleibenden Gefährten gelang es, aus dessen Höhle und Gefangenschaft zu entkommen, doch er konnte es nicht lassen, den geblendeten Riesen von seinem Schiff aus zu verhöhnen. Als Polyphem daraufhin seinen

Vater Poseidon um Rache bat, ließ dieser Odysseus zehn Jahre über die Meere irren, bis er endlich seine Heimat erreichte. Aber sind nicht auch wir in unserem Leben auf der langen Suche nach Heimat?

Deutsch war eine echte Herausforderung, der nicht alle gewachsen waren. Wer mit dieser Klippe zurechtkam, war gut, musste gut sein. Theater, Sprechbewerbe, klassische und moderne Autoren schliffen uns ab, Goethes Frauen beschäftigten uns fast ebenso lang, wie er sich selbst mit ihnen abgab. Manche Fächer habe ich verdrängt, aber einiges blieb doch irgendwie hängen. Wirklich interessant fand ich Chemie. Damit beginnt auch meine eigentliche Geschichte.

Die Politik interessierte mich als jungen Gymnasiasten nicht. Die Ursachen für den Kalten Krieg, dessen Auswirkungen in ganz Europa spürbar waren, waren für mich auch nicht von Belang, sehr wohl aber der Wettstreit der beiden Nationen im Weltraum. Nicht nur ich verfolgte damals jeden Raketenstart, jeden Erfolg und jedes Scheitern.

Die Vereinigten Staaten unter Präsident Dwight D. Eisenhower lagen im Rennen gegen die Sowjetunion um den ersten Satelliten. Schon am 4. Oktober 1957 – für die westliche Welt unerwartet schnell – startete die Sowjetunion den kugelförmigen Sputnik, lange Jahre fast ein Synonym für Satelliten, der für heutige Begriffe mit seinem 58 cm Durchmesser winzig war, aber viele im Westen schockierte. In 96 Minuten umkreiste er einmal die Erde und strahlte ein Kurzwellensignal aus, das man mit manchen der damals üblichen Radios empfangen konnte. Auch wenn er schon 92 Tage nach dem Start verglühte, war das eine Sensation. Allein das Bewusstsein, dass die Sowjetunion zum Start eines künstlichen Erdsatelliten in der Lage war, löste im Westen Angst aus, denn es bedeutete, dass die USA mit Interkontinentalraketen von der Sowjetunion aus erreichbar waren. Da beide Großmächte schon ein riesiges Arsenal an Atombomben hatten, war der Grundstein zum Gleichgewicht des Schreckens gelegt. Der wesentlich größere, kegelförmige Sputnik 2 brachte das erste Lebewesen in eine Erdumlaufbahn, die Hündin Laika. Vermutlich überlebte sie den Start mit seiner Belastung aus Lärm, Vibrationen und Beschleunigung nur einige Stunden, eine Rückkehr zur Erde war nicht vorgesehen und auch technisch noch gar nicht möglich. Trotzdem bewies dieser Flug die damalige Überlegenheit der Sowjetunion. Der Flug von Juri Gagarin 1961 verstärkte die Angst im Westen vor der kommunistischen Gefahr und trieb Amerika zu riesigen Anstrengungen.

Mich begeisterten die Bilder, ein Raketenstart kam damals noch auf die Titelseite jeder Zeitung, und so sägte ich als Jungspund für einige ältere Schüler, die eine Rakete gebastelt hatten, die Startrampe aus Sperrholz. Wenn ich auch beim Start vom Klofenster des Internats nicht dabei sein durfte, wurden doch die Folgen des missglückten Starts eifrig besprochen: ein kaputtes Fenster, ein brennender Haufen am nahen Sportplatz, Brandflecken am Gemäuer und auf der Haut eines der Raketenpioniere. Für ein paar Jahre geschah dann nichts mehr. Mein Interesse war aber keineswegs erlahmt. Während der Freizeit zeichnete ich kleine Geschichten von Mondkälbern und Marsmännchen und begann, mich auf die spätere Karriere eines Astronauten vorzubereiten. In Chemie war ich gut und die Apotheke zwischen Stift und Sportplatz bestellte und lieferte mir alle Chemikalien, die ich wollte, selbst solche, die ich heute als Chemielehrer kaum noch bekommen würde. Ich kaufte vom metallischen Natrium bis zum roten Phosphor, Kaliumchlorat, Salpeter, Holzkohlepulver und Schwefel alles, was sich zu Knallkörpern und Raketen verarbeiten ließ. Ein Chemiekasten mit diversen Säuren, Laugen, Lösungsmitteln, Glaskolben, Bunsenbrenner und weiteren Reagenzien gab mir die Möglichkeit für ernsthaftere Versuche, kleine Analysen und

Messungen. Überraschenderweise wurden meine Ambitionen toleriert, sogar gefördert, selbst über eine Aktion hinaus, die mir und einem Mitschüler jeweils zwei ordentliche Ohrfeigen und unserem Konviktsdirektor einen ebenso ordentlichen Schrecken eintrug.